

»Briefe, mit freundschaftlicher Hand«  
Für Albrecht Schöne  
zum 17. Juli 2015

HEINRICH DETERING

»Thätigkeit«  
Zu Albrecht Schönes 90. Geburtstag

Ansprache zur Eröffnung

Verehrte Damen und Herren,

im Namen des Seminars für Deutsche Philologie und der Göttinger Akademie der Wissenschaften begrüße ich Sie zu einem kleinen Festsymposium aus Anlass des neunzigsten Geburtstags, den Albrecht Schöne im Sommer – also in den Semesterferien – dieses Jahres gefeiert hat.\*

Glaut man allerdings den barocken Emblematikern, dann gibt es zu einer Geburtstags-Feier grundsätzlich keinen Anlass. Man kann das nachlesen und nachsehen, in Wort und Bild, in den mehr als zweitausendeinhundert Spalten des monumentalen Handbuchs zur barocken Sinnbildkunst, das Albrecht Schöne und Arthur Henkel 1967 herausgegeben haben – und das die barocken Ermahnungen bis ins 21. Jahrhundert beharrlich lebendig erhält. »Wehe, mühelos treibt jeder Wind uns, die wir machtlos sind, und wir sinken schneller, als ein Hauch die Rosen entblättert«: so lehrt es beispielsweise die Subscriptio eines Doppel-Sinnbilds, das schmelzenden Schnee und ein sinkendes Schiff

\* Festsymposium anlässlich des 90. Geburtstags von Albrecht Schöne am 17. Juli 2015, abgehalten am 24. Oktober 2015 in der Alten Aula am Wilhelmsplatz in Göttingen, veranstaltet vom Seminar für Deutsche Philologie der Universität Göttingen, der Georg-August-Universität Göttingen und der Göttinger Akademie der Wissenschaften.

zeigt; und zahllose – nein: laut dem mustergültig angelegten Register wissen wir es besser: exakt fünfunddreißig weitere Embleme variieren diese Einsicht, in immer bestürzenderen Bildern von rostendem Eisen, einstürzenden Ruinen, Knochen und Schädelstätten; und dann kommen noch die Belegstellen zum Stichwort »Hinfälligkeit« hinzu, auf das die Herausgeber eigens mit einem → verweisen: ein Panorama der Vanitas, eine nicht endende Paraphrase des ersten Verses aus dem Prediger Salomo, dass alles in der Welt eitel sei und ein Haschen nach Wind.

Nun wird niemand, beim besten, beim bösesten Willen nicht, dem heute zu Ehrenden ausgerechnet Hinfälligkeit nachsagen – ihm, dessen Elan, Neugier, Spannkraft auch im einundneunzigsten Lebensjahr nicht weniger staunenswert erscheinen, als sie es zehn, zwanzig, dreißig Jahre zuvor waren. Dass unser Leben, wenn es hochkommt, achtzig Jahre währe und dann doch nichts als Müh und Arbeit gewesen sei, diesen Pessimismus wird beim Blick auf die durchtrainierte Gestalt, die intellektuelle Präsenz, das mächtige Lebenswerk des neuerdings Neunzigjährigen selbst der finsterste Barockprediger nicht leicht aufrechterhalten können. Eher wird er sich an Goethes zuversichtliche Forderung nach einer bis zum letzten Augenblick regsamen »Thätigkeit« erinnert fühlen und an Thomas Manns Gewissheit, man könne und solle »auf jeder Lebensstufe charakteristisch fruchtbar sein«.

Aber: »Wo itzund Städte stehn, wird eine Wiesen seyn | Auf der ein Schäfers-Kind wird spielen mit den Heerden.« Es waren diese berühmten Verse aus Gryphius' Vanitas-Sonett, über die ich Albrecht Schöne zum ersten Mal in einer Vorlesung sprechen hörte, im Oktober 1979, vor drei Dutzend Jahren. Er sprach mit einer Verve darüber, die sich nicht auf die historische Erkenntnis beschränken, sondern die Grundeinsichten eines fernen und fremden Zeitalters uns Zwanzigjährigen der siebziger Jahre begreiflich machen wollte. Und er sprach darum auch über die Unterschiede der beiden Fassungen, er ging ins historische, ins philologische Detail, er überließ das Gedicht nicht der Gefahr, zum Kalenderspruch zu verblassen. Erst so konnte das Trostbild vom wieder paradiesisch spielenden Kind seine Leuchtkraft gewinnen.

Wer ein solches Hoffnungszeichen neben der Vergänglichkeitsmahnung auch in Albrecht Schönes ›Emblemata‹-Handbuch sucht, wird sehr rasch fündig. Denn gleich auf das eben zitierte Emblem folgt dort, in der ordnenden Systematik des Sammelwerks, das Bild vom Regenbogen bei untergehender Sonne, als – so übersetzen die Herausgeber den diesmal

spanischen Sinnspruch – »als ein sicheres Zeichen des Friedens und des Trostes«, »señal cierta de paz, y de consuelo«. Ein »Regenbogen auf schwarzgrauem Grund« – es ist das himmlische Zeichen Noahs, das Albrecht Schöne auch den alternden Goethe erblicken ließ, in seiner Rede, die er in dieser Göttinger Aula gehalten hat, am 5. November 1978, aus Anlass einer Jubiläumsfeier ähnlich der unseren heute.

Zwischen Gryphius und Goethe bewegen sich die bekanntesten Bücher Albrecht Schönes – oder vielmehr, nimmt man die nicht minder wichtigen, aber weniger populären Schriften mit in den Blick, zwischen Gottfrieds »Tristan«, dem einer seiner frühesten Aufsätze galt, und Brecht, dessen dichterische Größe er zu einem Zeitpunkt öffentlich benannte und bekannte, an dem man mit solchen Bekenntnissen noch in den Verdacht kommunistischer Sympathien geriet. Aber an Mut zum »Betreten des Rasens« hat es ihm so wenig gefehlt wie an literarischem Spürsinn; seine unter ebendiesem Titel gesammelten Reden und Vorträge belegen das eindrucksvoll.

Wenn es etwas gibt, das diese Monographien und Editionen, diese Aufsätze und Reden in der ganzen Spannweite ihrer Themen und Interessen zusammenhält, so ist es wohl zuerst jene *Philologie*, die als Liebe zum Wort, zum genau gelesenen wie zum präzise geschriebenen Wort ernstgenommen wird. Aber es ist auch, zugleich und ineins damit, die Neugier auf das, was seit einiger Zeit »Kulturwissenschaft« heißt und wozu er im Wortsinne bahnbrechende Beiträge geleistet hat. Es ist eine historische Anthropologie – als philologisch präzise Lese-Übung.

Inmitten der sozialgeschichtlichen Strömungen in der Literaturwissenschaft der sechziger und siebziger Jahre hat Albrecht Schöne einmal, in einer Einführungsveranstaltung für Erstsemester, ein Beispiel entworfen, das mir so einprägsam erscheint, dass ich es meinen Studierenden immer wieder vorgehalten habe (auch wenn er selbst bis heute bestreitet, das jemals gesagt zu haben). Wenn, so *hat* er gesagt, ein Gedicht befragt werden sollte nach der in ihm verhandelten gesellschaftlichen Wirklichkeit, abkürzend gesagt: nach den Getreidepreisen, dann gebe es für das literaturwissenschaftliche Verstehen prinzipiell drei Möglichkeiten. Man könne zunächst das Gedicht lesen und sich anschließend den Getreidepreisen zuwenden. Man könne, zweitens, neben das Gedicht die Liste der Getreidepreise legen und beides miteinander in Beziehung zu setzen suchen. Und man könne, drittens, versuchen, die Getreidepreise im Versmaß aufzufinden. Dies sei, so sagte er, »der Kö-

nigsweg der Literaturwissenschaft«. Und wer wissen will, wie das geht, kann es immer noch nachlesen in seiner eigenen – so der Untertitel – »Modellstudie zur sozialgeschichtlichen Entzifferung literarischer Texte«, die er am Beispiel des Barockpoeten Simon Dach entwickelt hat.

Die Getreidepreise im Versmaß zu entdecken, eine philologisch grundierte Hermeneutik als historische Anthropologie zu betreiben: das ermöglicht in Albrecht Schönes Schriften einerseits interkulturelle Vergleiche wie die der Leitmetaphern vom ›Biegen und Brechen‹, die er in seiner gleichnamigen Abhandlung von den antiken Dichtern bis zu den japanischen Samurai verfolgt. Und es eröffnet andererseits eine »Lust am Text«, der gegenüber jede frühere Lektüre verblasst. Albrecht Schönes Schriften beglaubigen, neben allen anderen Verdiensten, auch Friedrich Schillers Satz von der Freiheit, die der Mensch am reinsten dort erreiche, wo er im ästhetischen Spiel frei wird von der Welt, auch von der Vanitas. Albrecht Schönes Schriften sind eine Anleitung zum höheren Kunstgenuss, und sie sind, eben *als diese*, auch eine Anleitung zur Lebens-Kunst.

»Eine Reformation der Literaturwissenschaft« hat Harald Weinrich dieses Arbeitsprinzip des bekennenden Altlutheraners Albrecht Schöne genannt, aus Anlass des berühmt gewordenen Goethebuches ›Götterzeichen – Liebeszauber – Satanskult‹.<sup>1</sup> Weinrichs kirchengeschichtliche Metapher traf das Vorhaben ebenso beiläufig wie genau, weil er im neuen Methodenkonflikt zwischen Philologie und Rezeptionsästhetik eine säkularisierte Variante von katholischem und protestantischem Schrift- und Traditionsverständnis erkannte. In der radikalen Rezeptionsästhetik, die Hans-Robert Jauß in seiner Konstanzer Antrittsvorlesung proklamiert hatte, wurde die ›Bedeutung‹ eines literarischen Textes identifiziert mit der Summe seiner Lektüren. Wer das Verstehen eines sprachlichen Kunstwerks nur begreift als das Eintreten in ein »Überlieferungsgeschehen«, der habe damit, so unterstellt Weinrich, das Verhältnis von Text und Rezeptionsgeschichte konzipiert nach dem Modell eines katholisch-tridentinischen Traditionsbegriffs. Dagegen vollziehe Schöne eine »Reformation der Literaturwissenschaft« im strikten Sinne: als Rückkehr nämlich zum lutherischen Prinzip des *sola scriptura*. Das dürfte der so Gerühmte gern gelesen haben. Denn in

1 Harald Weinrich, Eine Reformation der Literaturwissenschaft. Zu einigen Schriften von Albrecht Schöne, in: Merkur 37 (1983), H. 421, S. 835–839.

einer scharf kritischen Wendung gegen das, was er den »Aberwitz einer Rezeptionsästhetik« nannte,<sup>2</sup> hatte er in brillanten Textanalysen vorgeführt, wie zweihundert Jahre umfangreicher Rezeptionsgeschichte etwa der Goetheschen ›Walpurgisnacht‹ oder der Idylle ›Alexis und Dora‹ über diese Texte selbst wenig mehr zutage gefördert hatten als der Herren eignen Geist, in dem die Texte sich bespiegeln sollten. Und in seiner, ohne jede Übertreibung gesagt, epochalen kommentierten Ausgabe des Goetheschen ›Faust‹ wurde die Reformation, die sich in diesen Kapiteln vorbereitet hatte, nach allen Regeln der philologischen Kunst vollzogen.

Mit solchen Studien, mit solchen philologischen Grundlagenarbeiten und von unermüdlicher Beobachtungsenergie angetriebenen Interpretationen ist Albrecht Schöne schon für uns, die wir das Glück hatten, beim ihm zu studieren, zur Verkörperung einer Humboldtschen Einheit von Forschung und Lehre geworden, die vorbildlich bleibt. Die Seminare, in denen wir saßen, waren das Versuchslabor, in dem wir mit ihm das Lichtenbergsche Experimental-Denken in immer neuen literarischen Feldern erproben lernten. Denn auch er selbst, der Lehrer und Forscher, war in diesen Seminaren ein Lernender. Dies war vielleicht das Wichtigste, das er uns mitgab: dass er uns mit*nahm* auf Lesereisen und Denkexpeditionen, auf deren Ausgang er selber neugierig war. Ein guter Lehrer, so hat er in einem Interview erklärt, müsse »anstecken mit Begeisterung«. Die Begeisterung, die er uns vorlebte, mit der er uns ansteckte, galt niemals der kritiklosen Adoration von Dichtern und Dichtungen, deren Größe wir nicht begriffen hatten, sondern bloß als Bildungsklischee nachplappern wollten. Sondern sie galt einer Begeisterung, die sich auch in der Begegnung mit dem wirklich Großen, ja gerade dort, des eigenen Verstandes zu bedienen vermag. Nicht affektiver Überwältigung entsprang sie, sondern dem Vergnügen an einem Verstehen, das philologische Mühen so wenig scheuen sollte wie die Bereitschaft, den oder das Andere gerade deshalb mit Leidenschaft zu erkunden, weil es eben anders ist als alles, was wir gewünscht oder erwartet hätten.

Wer das Glück hatte, bei Albrecht Schöne zu lernen – aber dieses Glück steht ja eigentlich jedem Leser seiner Schriften offen –, der oder die lernte immer, buchstäblich, ›fürs Leben‹ – und zwar *indem* er oder sie

2 Albrecht Schöne, Götterzeichen, Liebeszauber, Satanskult. Neue Einblicke in alte Goethetexte, München 1982, S. 67.

Versmaße studierte, Lichtenbergsche Konjunktive auszählte, barocke Epigramme und die Paralipomena zum ›Faust‹ entzifferte.

Wer seinerzeit als unsichtbarer Lauscher einem Treffen seines Doktorandenkolloquiums beigewohnt hätte, hätte – amüsiert oder mit Rührung – beobachten können, wieviele seiner vor allem männlichen Schüler ihn eifrig imitierten, von der Redeweise bis in bestimmte Gesten hinein. Nun ist Imitation ja nicht das schlechteste Lernmittel. Nur hatte sie bei uns damals immer etwas unfreiwillig Parodistisches. An ihn, das wurde uns klar und das ist uns allen bis heute klar geblieben, an ihn reichen wir nicht heran; dazu reichte es einfach nicht. Da hilft dann als Trost wieder nur Goethe, diesmal der vielzitierte Eintrag aus Ottiliens Tagebuch: »Gegen uneinholbare Vorzüge eines Anderen gibt es kein anderes Heilmittel als die Liebe.«

Ein kleines Liebeszeichen sind auch die drei nun folgenden Vorträge. Sie nehmen das Thema auf, das Albrecht Schöne jüngst in seinem Buch über den Briefschreiber Goethe entfaltet hat. Und welches Genre taugte so gut als Anschauungsobjekt dialogischen Schreibens wie eben der Brief? Thomas Kaufmann, Reformationshistoriker in Göttingen und Vizepräsident der Akademie, wird über einen Brief Luthers an Cranach sprechen – und damit auch einen Beitrag zur Schöneschen Familiengeschichte leisten. Hans-Jürgen Schrader, Ordinarius an der Universität Genf, und Anne Bohnenkamp, Professorin in Frankfurt am Main und Direktorin des Goethe-Hauses, werden dann, als Vertreter zweier Generationen der Schöne-Schüler, zwei Briefe Goethes erörtern, ehe schließlich der Oberbürgermeister unserer Stadt zu Wort kommt. Ihnen allen ist herzlich zu danken, ebenso dem Verlag C.H. Beck, der den anschließenden Empfang im Foyer ausrichtet, und den Mitarbeitern unseres Seminars, die diese Veranstaltung ermöglicht haben; stellvertretend für sie nenne ich Mareike Timm.

Auf den berühmten Geburtstagsglückwunsch Schillers antwortete Goethe bekanntlich mit dem Dank für einen »Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Theilnahme zu einem emsigern und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern«. Die Summe von Albrecht Schönes Existenz zu ziehen, und sei es mit freundschaftlichster Hand, ist gewiss weder möglich noch vielleicht überhaupt wünschenswert. Aber ihn durch unsere Theilnahme zu einem emsigern und lebhafteren Gebrauch seiner Kräfte aufzumuntern, das sollte doch möglich sein.